

Besprechungen und Anzeigen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Geschichte = Indicateur de l'histoire suisse**

Band (Jahr): **16 (1918)**

Heft 3

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen und Anzeigen.

Wir bitten um Zustellung von Rezensionsexemplaren derjenigen Arbeiten, deren Besprechung an dieser Stelle gewünscht wird, an Dr. Hans Nabholz, Staatsarchiv Zürich.

E. Wüscher-Becchi. Die Abtei Allerheiligen zu Schaffhausen. Beschreibung der reichsfreien Nellenburg'schen Stiftung Benediktiner Ordens in Schaffhausen. Von ihrem Ursprung bis nach ihrer Säkularisierung. G. Krebs, Basel 1917. (Mit 6 Plänen und Schnitten und 5 Tafeln.)

Ein verdienstliches Werk, in vieler Beziehung; wertvoll durch Herbeziehung bisher unverwerteten Materials und kostbar durch die sorgfältige Mitarbeit des Architekten O. Vogler, der die schönen Querschnitte beigesteuert hat.

Wüscher durchgeht zunächst die historischen und hagiographischen Berichte, um dann eine Baubeschreibung aller Bestandteile des ehrwürdigen Klosters zu liefern. Es stehen von der ältesten Anlage noch Teile des Kreuzgangs und eine Kapelle, vom zweiten, ebenfalls romanischen Bau noch die imposante Kirche, der Kreuzgang, eine Kapelle, ein Turm, die Pfalz u. a. Aus der gotischen Epoche stammt ein Teil des Kreuzgangs, eine Kapelle, ein Zimmer, eine grosse Glocke u. a. Man sieht also, dass das noch vorhandene monumentale Material die Mühe einer Erforschung lohnte; und Wüscher hat sich ihr mit warmer Liebe zur Sache und mit Sachkenntnis unterzogen. Vieles hat sich beinahe intakt erhalten, und dies der Nachwelt unversehrt zu überliefern, ist das Streben des Verfassers, der jedem Umbau, der dem kostbaren Denkmal droht, feind ist; jeder wahre Freund unserer heimischen Kunstdenkmäler wird ihm hiefür herzlichen Dank wissen und spätere Generationen werden anerkennen, dass er durchaus im Recht ist, wenn er ein einzigartiges — das stolzeste — Denkmal seiner Vaterstadt vor brutaler Umwandlung in eine Sammlungs-Kaserne behüten will. Welchen Wert haben im Vergleich zu den romanischen Klosterbauten die Sachen und Sächelchen, denen man hier ein Heim zu schaffen sucht unter Opferung des alten Baubestandes! Wir können Wüscher nicht genug unterstützen in seinem Feldzug für die Erhaltung von Allerheiligen und seinen Eifer gegen drohende Vandalismen. Im XX. Jahrhundert sollte man sich einmütig gegen jede unnötige Alterierung ehrwürdiger Monumente wehren und jeden Eingriff schroff zurückweisen.

Dass in Schaffhausen noch «vieles zu tun übrig bleibt» (p. 144) und dass man noch «ausräumen, untersuchen und nachgraben» muss, bevor man in allem definitive Resultate gewinnt, können wir ebenfalls unterschreiben.

Ein paar kleine Einzelheiten wird man vielleicht anders als Wüscher beurteilen; er glaubt z. B. nicht, dass das Kloster 11 Glocken, wie zum

Jahr 1353 gemeldet wird (p. 106), besass; wir sehen in dieser Ziffer nichts Erstaunliches, hatte doch Disentis weit früher schon 9 Glocken und gar manches Kloster mehr. Das Mittelalter unterschied nicht weniger als 6 Klassen von verschiedenen Glocken in den mannigfachen Bauteilen eines Klosters (nicht allein im Münsterturm!). Die grösste Glocke (von 1486) ist auch zweifellos in Schaffhausen (und nicht in Basel, a. a. O. p. 107) gegossen und zwar durch einen Basler. Der Transport des schweren Objekts von Basel rheinaufwärts ist kaum denkbar; auch sagt die Inschrift deutlich «Ludwig Peiger von Basel goss mich». Erfreulich wäre, wenn der Verfasser auch über das Archiv und die Bibliothek des Klosters berichten würde.

Wüschers Buch ist als Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Klöster warm zu empfehlen.

Basel.

E. A. Stückelberg.

Walther Merz. Wappenbuch der Stadt Aarau, enthaltend die Siegel und Wappen der bis 1798 in Aarau verbürgerten Geschlechter; mit geschichtlichen Erläuterungen und Stammtafeln. Wappenzeichnungen von Guido Frey. Aarau, H. R. Sauerländer & Co., 1917. 329 Seiten und 8 Tafeln. (Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Aarau I.)

Es ist eine mühsame Aufgabe der Archive und Bibliotheken, über Geschichte und Wappen von Familien Auskunft zu geben. Will man nicht weitläufig nachforschen, so muss man vielfach auf unzuverlässige ältere Geschlechterbücher zurückgreifen. Da ist es zu begrüssen, wenn von kundiger Hand zusammengestellt wird, was uns die Jahrhunderte von den dahingegangenen Geschlechtern überliefern; auch wenn es sich nicht um Adelshäuser handelt, die einst weithin Land und Leute beherrschten.

Walther Merz hat ein Wappenbuch der Stadt Aarau herausgegeben. Geschlechterbuch hätte er es nennen dürfen; denn in den geschichtlichen Erläuterungen liegt der wissenschaftliche Wert des Buches. Herkunft der Aarauer Bürgergeschlechter und Abgrenzung gegen gleichnamige Sippen, die in der Stadt selbst oder anderswo vorkommen, die schwierigsten Fragen so mancher Familiengeschichte, werden hier nach bestem Wissen untersucht. Aus der Aufzählung der bedeutendsten Glieder sehen wir, welchen Anteil die einzelnen Geschlechter an den städtischen Aemtern hatten — besondere Erwähnung verdient die Stammtafel der Schultheissenfamilie Hunziker —, welche Berufsarten in den einzelnen Familien vorherrschten, wie sich ihre Angehörigen in Kunst und Wissenschaft hervortaten, aber auch wie sie bei Grandson und Villmergen für Bern stritten und starben und in fremden Diensten Ruhm gewannen. Rechts- und sittengeschichtliche Züge, besonders die häufig eingefügten Bedingungen der Bürgeraufnahme, dienen zur Abwechslung.

Daneben kommen auch die Freunde des Wappenwesens auf ihre Rechnung, und die Aarauer können sich hier Rat holen. Mit aller Sorgfalt sucht der Verfasser festzustellen, was für Wappen die Stadtbürger führten. In trefflichen Zeichnungen und Siegelabbildungen sind die Wappen wiedergegeben.

Wir können nur andeuten, dass man den reichhaltigen Quellenstoff, wie er im geschichtlichen und im wappenkundlichen Teil verarbeitet ist, auch nach allgemeineren Gesichtspunkten durchgehen kann. Einige Ergebnisse solch vergleichender Betrachtung teilt der Verfasser selbst im Schlusswort mit.

Der stattlichen Reihe prächtiger Werke, welche der Aargau Walther Merz bereits verdankt, schliesst sich das Aarauer Wappenbuch würdig an.

Zürich.

Edwin Hauser.

Hans Nabholz, Föderalismus und Zentralismus in der eidgenössischen Verfassung vor 1798. Separatabdruck aus dem Politischen Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Jahrgang 1916.

Es ist eine willkommene Arbeit, die Licht und Ordnung auf dunklem und verworrenem Gebiet schafft. Der Verfasser forscht den föderalistischen und zentralistischen Tendenzen in den wichtigsten Schöpfungen des Bundesrechts zwischen 1291 und 1798 nach. Analyse und Synthese ergänzen sich auf eine glückliche Weise: die massgebenden Aktenstücke, Bundesbriefe, Verkommnisse und Friedensschlüsse werden in ihre Bestandteile aufgelöst und das Gleichartige zusammengefasst. So entsteht unter der Hand des Verfassers ein verfassungsgeschichtlicher Abriss, bei dem für den Zentralismus viel mehr herauschaut, als man vermuten könnte. Die ersten Bundesbriefe tragen als blosser Staatsverträge noch föderalistisches Gepräge. Aber die Entwicklung drängt langsam und zögernd zur Einheit, die im Nationalbewusstsein vorempfunden und in der schrankenlosen Waffenhilfe über den Rahmen der Verträge hinaus betätigt wird, ehe sie rechtliche Gestalt findet. Die ersten Konkordate, Pfaffenbrief und Sempacherbrief, vermögen die souveränen Orte unter gemeingültige Gesetze zu beugen. Den Städten genügt das nicht, sie erstreben den «gemeinen, gelichen und ziemlichen Bund», werden aber im Stanserverkommnis vom Föderalismus der Länder überwunden, der erste sichtbare Zusammenstoss der Grundsätze. Aber kurz vor der Reformation war wieder stark die Rede davon, eine einheitliche Gewalt zu schaffen, indem man die Mehrheitsbeschlüsse der Tagsatzung für verbindlich erklären wollte. Die Reformation schnitt diese Entwicklung ab. Zürich und Bern, früher Vorkämpfer der Zentralisation, standen auf der Tagsatzung einer katholischen Mehrheit gegenüber und lehnten es ab, sich den Beschlüssen zu fügen. Es trat sogar eine rückläufige Bewegung ein. Im Landfrieden von 1712 wurden verschiedene Fragen, die schon durch die ersten Bundesbriefe geregelt waren, dem eidgenössischen Recht wieder entzogen. Dies die grosse Linie der Untersuchung. — Wir haben nur zwei Einwendungen zu machen. Bern hat nicht erst 1363 das Bündnis mit Österreich abgeschlossen (S. 177), sondern schon 1342, um einer Wiederholung der furchtbaren Koalition, von der es im Laupenkrieg bedroht war, vorzubeugen. Dieses Bündnis ist verloren; aber unter seinem Zwang sind die Berner 1351, 1352 und sogar noch 1354, ein Jahr nach dem Waldstätterbund, vor Zürich gezogen. 1363 wurde es bloss erneut. Ferner können wir uns nicht davon überzeugen, dass allein

das eidgenössische Gemeingefühl alle Orte im Alten Zürichkrieg gegen Zürich zusammengeführt habe (S. 188). Es haben auch Beweggründe gegen Zürich gewirkt, die in der Demütigung der Stadt auf ihre Rechnung zu kommen meinten. Auch Stüssis Unausstehlichkeit erklärt noch nicht alles. Es bleibt doch auffällig, dass Bürgermeister Meiss von Zürich in den Walliser Wirren um 1419 den Bürgerkrieg hinterhalten konnte, während dies dem Schultheissen Hofmeister von Bern im Streit ums Toggenburger Erbe nicht gelingen wollte. Drum hätten wir es gerne gesehen, wenn der Verfasser auch den Knäuel bundesrechtlicher Fragen, der aus jenen Wirren entstand, in seiner klaren Art aufgelöst hätte.

Doch diese Einwendungen beeinträchtigen den reichen Ertrag der Arbeit nicht. Er ergibt sich aus der sinnreichen Verknüpfung der Tatsachen und den überraschenden Ausblicken, die Bekanntes in neuer Gestalt erstehen lassen.

Bern.

R. Feller.

André Corbaz, *Un coin de terre genevoise. Mandement et chastellenie de Jussy-l'Evesque*. Genève, Atar (1916), VI—378 p. in-8.

Sous l'ancienne République le territoire rural genevois n'était pas continu. Une partie, la plus petite, touchait à la ville, le reste était formé de parcelles enclavées dans les pays voisins et qui avaient chacune leur caractère et leur physionomie propre. M. Corbaz a jugé avec raison que ces petits territoires séparés les uns des autres et nettement délimités méritaient d'avoir leur historien et il a choisi pour commencer celui qui est représenté aujourd'hui, en gros, par la commune de Jussy et par celle de Gy, détachée de la première en 1850.

Le territoire étudié par M. Corbaz n'a formé un tout, sous le nom de Mandement de Jussy, qu'après la Réformation, postérieurement à la constitution de Genève en république. Les localités qui le composèrent étaient d'origine et de nature très diverses. Jussy même était une seigneurie épiscopale, Lullier et Sionnet appartenaient au chapitre de St-Pierre, au moins en partie, Gy dépendait du prieuré de St-Victor, etc. M. Corbaz les prend au moment où elles apparaissent dans les documents et les suit jusqu'à nos jours. Il scrute dans tous les sens leur histoire particulière et l'histoire générale du Mandement, puis de la commune. Pour mentionner seulement tous les sujets auxquels il touche, il faudrait relever en entier la table des matières de l'ouvrage, titres et sous-titres. Je recommande particulièrement à l'attention les chapitres ou parties de chapitre consacrés au vieux Bourg de Jussy-l'Evêque, à la famille des nobles de Jussy, au château du Crest et à ses possesseurs successifs, et surtout ceux qui se rapportent à la vie paysanne aux différentes époques sur laquelle M. Corbaz insiste beaucoup avec grande raison et qu'il a étudiée sous toutes ses faces. C'est dans son ouvrage notamment qu'on trouvera les détails les plus circonstanciés sur les rapports des sujets des mandements avec la seigneurie au XVII^e et XVIII^e siècle et sur l'attitude des habitants des campagnes pendant la révolution.

M. Corbaz a écrit son livre pour le grand public et en particulier pour les communiens de Jussy, mais il a eu en même temps la louable

ambition de contenter aussi les historiens et il y a réussi. Son livre se lit avec facilité et agrément et il renferme une foule de renseignements puisés directement aux sources, qu'il a judicieusement distribués et qu'on chercherait vainement ailleurs. L'auteur a eu la chance de pouvoir explorer à loisir des archives particulières très riches en documents intéressants Jussy et qui lui ont été libéralement ouvertes. En y joignant la copieuse moisson qu'il a faite dans les dépôts publics, il a pu rassembler une masse considérable de matériaux dont il a su tirer un bon parti. J'aurais désiré cependant, à certaines places, que les résultats de cette enquête si complète et si consciencieuse eussent été exposés d'une manière plus systématique et résumés dans des tableaux d'ensemble. Le profit aurait été plus grand et je ne crois pas que l'intérêt y aurait perdu.

Puisque j'en suis aux critiques, je signalerai encore à M. Corbaz, p. 331, son Tableau des pasteurs de Jussy de 1536 à 1916. À côté de chaque nom il indique entre parenthèses le nombre d'années que le pasteur est resté dans la paroisse. Il eut été plus simple et plus utile de nous donner dans chaque cas les deux dates extrêmes. Le fait qu'on est réduit à relever de pareilles vétilles est le meilleur éloge qu'on puisse faire de l'ouvrage de M. Corbaz et de l'esprit sérieux avec lequel il a été composé. Il faut féliciter d'autant plus l'auteur qu'il n'a pas eu de modèle. Il existait à la vérité quelques études sur diverses communes genevoises, mais devant l'œuvre de M. Corbaz elles disparaissent complètement.

Genève.

E. L. Burnet.

Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation 1521—1532.

Herausgegeben mit Unterstützung der bernischen Kirchensynode von R. Steck und G. Tobler. Erste Lieferung. Bern, K. J. Wyss Erben. 80 S. 1918. Fr. 2.50.

Gerade rechtzeitig zum Reformationsjubiläum 1919 erscheint die erste Lieferung dieses seit mehreren Jahren vorbereiteten Unternehmens. An seiner inneren Berechtigung, ja unbedingten Notwendigkeit kann auch nicht der geringste Zweifel bestehen. Die in den Jahren 1855—1862 von Staatsarchivar Moritz v. Stürler veröffentlichten «*Urkunden der bernischen Kirchenreform*», denen 1873 ein kleiner Anfang eines zweiten Teiles folgte, waren aus den verschiedensten Gründen schon längst nicht mehr ausreichend, so verdienstlich sie seiner Zeit gewesen sind. Sie boten einmal nicht alles, reichten sodann nur bis 1529 (August) und waren endlich überaus ungeschickt angeordnet. Stürler hatte gruppiert: I. Verhandlungen der Regierungsbehörden. II. Besondere Erlasse der Regierungsbehörden: 1. Unmittelbare (Missiven, Sprüche, Mandate usw.); 2. Mittelbare (Instruktionen, Abschiede, Verträge etc.). III. Amtliche Akten, wodurch die Erlasse der Regierungsbehörden provoziert werden. IV. Privatakten, z. B. theologische Abhandlungen, Predigten, Briefe, Reime usw. Nur wer wie Stürler selbst genauestens mit der Aktenordnung des Berner Archivs vertraut war, konnte sich durch dieses Schema hindurchfinden; durchschnittlich aber war der Forscher genötigt, wenn er etwas suchte, in allen vier Rubriken nachzuschlagen, um sicher

zu sein, dass er nichts übersehen hatte. Stürler selbst musste in der Vorrede zum zweiten Bande zugeben, «dass uns die 1855 angenommene Sönderung des Stoffes in vier Klassen nicht mehr gefällt, und zwar deshalb, weil sie zum Nachtheile der Verwertung desselben das Zusammengehörige zersplittert und damit Übersicht und Arbeit wesentlich erschwert». Er wollte nun die Vierzahl der Klassen auf zwei einschränken, Verhandlungen der oberen Regierungsbehörden und Urkunden und sonstige Zeugnisse, doch erschien nur die erste Abteilung bis zum 29. August 1529. Allzuviel wäre mit dieser Vereinfachung auch nicht geholfen gewesen; das Gebotene ist nicht eine sachliche, sondern eine chronologische Ordnung mit Numerierung, so dass Gesuchtes leicht gefunden und bequem zitiert werden kann. So hatte es E. Egli in seiner Akten-sammlung gemacht; an sie schliessen sich in der äusseren Form, auch in den Typen, Steck und Tobler mit bestem Rechte an. Die vorliegende erste Lieferung umfasst 312 Nummern, reichend vom 16. Januar 1521 bis 6. November 1523. Den derzeitigen Verhältnissen entsprechend, wohl auch um den ganzen Band nicht zu unförmig werden zu lassen, — es sind etwa 15 Lieferungen vorgesehen — ist das Papier sehr dünn, scheint aber nicht so leicht gelb zu werden, wie das in Eglis Publikation, und gestattet Nachträge mit Tinte, ohne dieselbe einzusaugen; an einigen Stellen sind die scharf aufsitzenden Buchstaben abgesprungen. Auf Erläuterungen haben die Herausgeber im allgemeinen verzichtet; hie und da sind kurze Hinweise gegeben, z. B. Nr. 44: «Baltasar Friedberger ist der spätere Wiedertäufer B. Hubmaier», oder zu Nr. 129, S. 30, die Anmerkung über die Flugschrift «Das Wolfesang». Dem kann man zustimmen, aber ich würde es doch freudig begrüßen, wenn nun in der Einleitung nach Abschluss des Ganzen, wie das vielfach üblich ist, eine zusammenfassende Darstellung unter Hervorhebung des Wichtigsten, unter Hinweis auf die betreffenden Urkunden geboten würde. Und da im Texte auch auf sprachliche Erläuterung verzichtet wurde, dürfte sich für den Schluss des Ganzen auch ein kleines Glossar empfehlen; mancherlei ist selbst für den schwer verständlich, der in die Sprache einiger-massen eingelesen ist. Der Druck ist sehr sorgfältig; an Druckfehlern notiere ich Nr. 24, Z. 9: *prosequimus*] *prosequimur*; Nr. 76, Z. 10: *bemüegig*] *benüegig*; Nr. 79, Z. 2: fehlt ein Komma hinter *bestimpt*; Nr. 84, Z. 3: *desgleichen* hinter *anlanget*; S. 29, Z. 13 v. u.: *fraudentes*] *fraudentos*; Nr. 289, Z. 7: *zü messen*] *zumessen*. In einigen Fällen ist man nicht sicher, ob ein Druckfehler der Herausgeber, oder ein Fehler im Original, oder eine ungewöhnliche Schreibart vorliegt; in solchen Fällen würde sich empfehlen, ein Ausrufungszeichen in eckigen Klammern [!] beizusetzen, damit der Leser sofort weiss, dass er keinem Druckfehler der Herausgeber gegenübersteht. Ist z. B. Nr. 24, Z. 12, *profati* richtig oder *praefati* zu lesen? Nr. 82, Z. 12, wirklich *tringinta*? Nr. 62, Z. 8, *minre* oder *miner*? Nr. 104, Z. 3, *hassen* oder *lassen*? Nr. 82, Z. 30, wirklich *signifficandum*? In der Einleitung zum Ganzen wird uns jedenfalls auch gesagt werden, wie es bezüglich der Wiedergabe der Diphthonge und Umlaute gehalten worden ist.

Über die Bedeutung des Werkes für die Geschichtsforschung lässt sich nach der ersten Lieferung natürlich noch nichts Abschliessendes

sagen. Soviel ist sicher: es wird das Material für eine Darstellung der Berner Reformation wohl nahezu vollständig bereit legen, so dass dann diese selbst nur eine Frage der Zeit sein kann. Einiges aus dem Vorliegenden sei herausgehoben: Nr. 30, 121, Nachrichten über Thomas Wyttenbach; Nr. 44 (vergl. Nr. 76), die schon berührte, sehr wertvolle, weil meines Wissens bisher unbekannte Meldung über Balthasar Hubmaier, der rücksichtlich seiner Waldshuter Pfründe die Nonnen von Königsfelden beschwerte; Nr. 69, Lienhart Tresp als Pfleger zu S. Vincenz urkundet über die Stiftung eines ewigen Lichtes; Nr. 92, Nachrichten über den aus der Zwingli-Korrespondenz bekannten Benedikt Tischmacher, Helfer zu Büttnau; Nr. 253, über Fabian Windberger; Nr. 261, über Heinrich Wölflin. Wie nahezu allenthalben am Vorabend der Reformation ist auch in Bern ein energisches Geltendmachen der obrigkeitlichen Gewalt gegenüber kirchlichen Ansprüchen zu beobachten und damit der empfängliche Boden für die Reformation geschaffen. Vergleiche z. B. Nr. 7: die Verfügung an den Schultheiss von Büren: «mit dem Kilcherren von Lengnow zu verschaffen, das meitli von im ze thund»; Nr. 52, an den Landvogt von Orbes: «acht und sorg uff das gotzhuss Romainmoutier zu haben». Vergleiche Nr. 109, 131, 135, 204 u. a. Sehr interessant ist das langsame Eindringen der Reformation zu beobachten. Am 24. März 1522 (Nr. 74) schicken Schultheiss und Rat noch an die Landschaft die Botschaft, den Ablass für die Berner Stiftskirche von den Kanzeln zu verkünden, aber schon im August bricht der äusserst lehrreiche Handel des Pfarrers Georg Brunner in Klein-Höchstetten bei Münsingen aus (Nr. 129). B. Haller hat das Aktenstück an Zwingli gesandt und mit seinen Erläuterungen versehen. Hier sind die reformatorischen Gedankengänge in der Polemik gegen das Messopfer und zu gunsten des allgemeinen Priestertums ganz deutlich; um so beachtenswerter der Entscheid des Berner Rates, «das die gemelten Herren vom capittel den Herr Jörgen hierfür unbekummert und onersucht lassind». Dezember 1522 kommt dann der Fall des Sebastian Meyer (Nr. 167). Dass die Reformation ursprünglich Lutherisches Gepräge trägt, befremdet nicht (Nr. 167, 212, 229), aber schon am 30. Dezember 1522 ist die Rede von «Lutterschen und Zwinglischen Lehren und Händeln». Der Rat versucht es mit dem bekannten Kompromiss der lautern und reinen Evangeliumsverkündigung (Nr. 173), versteht geschickt, dem Bischof von Lausanne die Kirchenvisitation abzuwinken (Nr. 229), erlässt am 15. Juni 1523 das bekannte Mandat, dessen Herauswachsen aus dem Basler Nr. 249 anschaulich vorgeführt ist, weigert die Publikation des Wormser Ediktes (Nr. 277) usw. Als kulturhistorisch interessant heben wir die Nrn. 13, 45, 68 heraus: Verkündigung von der Kanzel «von der Hunden wägen», Verbot des Tragens «zerschnittener Kleider», Einschränkung der Fastnachtsmahlzeiten.

Hoffentlich gelingt es, das des höchsten Dankes werthe Werk rasch und glücklich zu Ende zu führen.

Zürich.

W. Köhler.

Roland Fleiner. Einflüsse von Staatstheorien der Aufklärungs- und Revolutionszeit in der Schweiz, in ihrer Entwicklung und Umbildung durchgeführt an der Repräsentativ-Verfassung des Kantons Zürich 1814–1842. Zürich 1917.

Von höchster Warte aus hatte seinerzeit Fritz Fleiner in seiner rasch bekannt gewordenen Antrittsrede über «Entstehung und Wandlung moderner Staatstheorien in der Schweiz» (Zürich 1916) nachgewiesen, wie viele Elemente des modernen Staates letzten Endes eigentlich auf unserem vaterländischen Boden ihren Ursprung haben und wie die Schweiz merkwürdigerweise auf die entgegengesetztesten Lehren, die radikal-liberale, wie die konservative Staatstheorie gleichermaßen befruchtend hat einwirken können.

In der vorliegenden Arbeit, einer durch ihr selbständiges Durchdenken der Probleme und durch ihr gesundes Urteil sich vorteilhaft auszeichnenden Zürcher Doktordissertation, unternimmt der Verfasser den Versuch, das allmähliche Eindringen und Fussfassen der einen Gruppe dieser Theorien, der Rousseauschen vom *contrat social*, an einem Beispiel sinnfällig vor- und durchzuführen. Was Roland Fleiner bringt, ist keine rein theoretisch-staatsrechtliche Abhandlung; er reproduziert zu viel zeitgenössisches Material, um bloss abstrakte Ideengeschichte zu geben; es ist aber auch keine geschichtliche Darstellung, denn die Entwicklung der politischen Geschichte des Kantons Zürich von 1814 bis an die Schwelle der vierziger Jahre wird durchweg als bekannt vorausgesetzt. Man muss das eher bedauern, denn abgesehen von ein paar Haupttatsachen wird der äussere Ablauf der Ereignisse in jedem einzelnen Kanton wenigen Lesern bekannt sein, und ausser dem Ustertag und dem Straussenhhandel, an die man in Zürichs Geschichte in dieser Periode gleich denkt, haben denn doch auch noch subtilere Faktoren, vor allem die nicht leicht zu überschätzenden persönlichen Einflüsse und Differenzen, den Gang des Verfassungslebens vorbereiten helfen und begleitet. Ich erinnere nur etwa, um nicht einmal das wichtigste zu nennen, an die Gegensätze zwischen Johann Kaspar Bluntschli und seinem früheren Lehrer Friedrich Ludwig Keller, die sich beide in der politischen Arena wieder begegnen. Die dankenswerte jüngste Publikation von Wilhelm Oechsli hat darüber sehr erwünschte Aufschlüsse gebracht; auffallenderweise wird dieser Briefband von Fleiner weder genannt noch verwertet. Man kann seine Darstellung am ehesten als politisches «Raisonnement» bezeichnen (er verwendet den Ausdruck gelegentlich selber, S. 148), und zwar als ein gescheites; er hält wirklich, was er einleitend verspricht, «die Ausbildung und Ausgestaltung neuer Rechtsgedanken aus den jeweiligen Bedürfnissen der Zeit und des Volkes heraus» an einem konkreten Beispiel, der Durchbildung der Lehre von der Volkssouveränität in der Zürcher Verfassungsentwicklung, darzustellen. Im einzelnen ist seine Untersuchung viel von der anfangs genannten Rede Fritz Fleiners beeinflusst; überhaupt wird er manches wohlgerundete Urteil nicht als seine eigene Prägung in Anspruch nehmen wollen; es wäre vielleicht angezeigter gewesen, statt der im Anhang beigegebenen «Uebersicht zu Literatur und Quellen» das dort Entnommene im einzelnen an

Ort und Stelle kenntlich zu machen; der Wert der vom Verfasser geleisteten Arbeit soll damit nicht herabgesetzt werden, denn es ist alles sehr geschickt verarbeitet.

Zuerst wird die Kantons-Verfassung von 1814 behandelt; Hans Nabholz hat jüngst (Der Kampf um den zentralistischen Gedanken in der eidgenössischen Verfassung 1291–1848, S. 24) darauf hingewiesen, ein wie mächtiger Faktor im schweizerischen Verfassungsleben der Restaurationszeit die Rücksicht auf das Ausland bildet; Fleiner muss diese auf dem Forum der gemeineidgenössischen Politik gemachte Beobachtung auch für seinen Kanton gelten lassen, darf aber doch das Urteil fällen, Zürich habe sich «das Selbstbestimmungsrecht gewahrt, soweit als es damals nur möglich war». Der Verfassung der Restaurationszeit weist er die sehr fein beobachtete Aufgabe zu, «zu versöhnen zwischen Rechts- und Staatsauffassungen, die bereits der Vergangenheit angehörig, nicht mehr lebenskräftig waren, und neuen Forderungen, die an den Staat ganz andere Bedingungen und Aufgaben stellten, die aber zu jener Zeit in ihrer ganzen Tragweite noch nicht erkannt waren» (S. 11). Paul Usteri, dem allerdings «der Grundgedanke der Theorie von der Souveränität des Volkes nicht klar» gewesen sei, steht gebührend im Vordergrund; wenn es heisst, er sei einer der ersten gewesen, die die Volksvertretung als ein Mittel betrachteten, um eine staatsrechtliche Forderung durchzusetzen, so wird man in dieser Allgemeinheit zwar das Urteil kaum unterschreiben wollen, dafür aber die nachher einmal gebrauchte Formulierung zugeben, dass für Usteri die Volksvertretung eben nicht mehr nur Vertreterin ständischer Interessen ist, sondern die eminent wichtigere Rolle hat, als Regulator, Gegengewicht in dem immer noch von oben herab regierten Staat korrigierend zu wirken. Und das ist gewiss richtig, dass seit dieser Zeit die Volksvertretung «staatsrechtlich und politisch stets einer bestimmten Forderung an den Staat zu dienen hatte», sie ist «ein echtes Staatsorgan geworden, dem bestimmte, genau umschriebene Funktionen zukommen» und vor allem: sie ist «das Gegengewicht, das sich allein der Macht der Regierung entgegensetzen konnte in einem Staate, wo der Bürger seinen ersten und vornehmlichsten Schutz noch nicht in einem juristisch durchgebildeten und klar die Kompetenzen abgrenzenden Systeme des Rechts und der Verfassung sehen konnte.» (S. 28.)

Das repräsentative System, seine Organisation und seine Ziele, die sich nun allmählich verschieben, bis von einer eigentlichen demokratischen Bewegung die Rede sein darf, steht überhaupt mit Recht im Mittelpunkt der Darstellung.

Auch die Rolle der Kirche wird nicht vernachlässigt: «der Staat der Restaurationszeit, welcher die Souveränität des Volkes nicht anerkannt hat, musste seine Macht und Autorität durch das Mittel der Religion begründen und verankern» — das ist nichts mehr oder weniger als die Rückkehr zu staatskirchenrechtlichen Gedanken, wie sie in unmittelbar nachreformatorischer Zeit bestimmend gewesen sind (vgl. etwa die Ausführung in der Schweizer. Theologischen Zeitschrift, XXXV, 1918, S. 13). Es wäre einmal ein dankbares Thema für sich, der Stellung der Kirche in der Verfassungsentwicklung der Restaurations- und Regene-

rationszeit nachzugehen. Zürich bringt ja mit dem Straussenhandel in diesen Verlauf noch eine ganz besondere Note; Savigny hatte gewiss nicht Unrecht, wenn er gleich nachher, am 7. Oktober 1839, an Bluntschli schrieb (Briefwechsel S. 66): «die neue Revolution» steht «einzig in ihrer Art da, ohne Gegensatz zwischen Stadt und Land, Aristokraten und Volk, Armen und Reichen, rein ausgehend von einem Gegensatz der Gesinnung und der sittlich-religiösen Bestrebungen». —

Sobald das von der Verfassung vorgesehene Repräsentationsverhältnis in vollem Umfange hergestellt war, setzte die liberale Gegenbewegung ein. Mit der Forderung einer ausgedehnten Kontrolle der Regierung, dem Motionsrecht u. s. w. wirft die Opposition Probleme auf, die den damals geltenden Grundsätzen stracks zuwiderlaufen und die überhaupt ihrer Zeit noch weit vorausseilen, aber eben doch den dann letzten Endes zum Siege gelangenden Gedanken bergen, dass die Volksvertretung als oberstes Organ der Regierung übergeordnet ist (hier auf S. 40 zwei störende Druckfehler; es muss heissen: «kumulierte» und «Oligarchie»). Die Bewegungen, die den Rechtsstaat hervorbringen und damit der Lehre von der Volkssouveränität zur Anerkennung verhelfen, also die beiden Faktoren, die die liberale Strömung speisen und leiten, sind «die Opposition des Volkes» und «das Streben nach Erfüllung wissenschaftlicher Ziele». Sie könnten noch treffender bezeichnet werden als ein intellektuelles Programm, das sich trifft mit dem in seinen letzten Zielen sicherlich unbewussten Aufbäumen gewisser Volkskreise, besonders auf dem Land, gegen missliebige Einrichtungen. Dieser Drang zur Opposition, der naturgemäss auf das Nächstliegende lossteuert, hat ja dann erst durch geschickte Publizisten und Politiker wie Ludwig Snell (wieder, wie so oft, eine von aussen importierte Erscheinung in unserer politischen Entwicklung) eingefangen und umgeleitet werden müssen, um politisch verwertbar zu sein. Der Zusammenhang mit gleichzeitigen Volksbewegungen wird selbstverständlich betont, aber doch der grundlegende Unterschied festgestellt, dass hier, in der Schweiz, dann wirklich das Volk es ist, das sich seine Verfassung selber gibt, während z. B. in Deutschland «das Bemühen des Volkes um die Konstitution zu den oktroyierten Verfassungen» geführt habe; gewiss, ein Gegensatz, aber doch nicht einer, der in der mehr oder weniger fortgeschrittenen Entwicklung und Wirkung dieser Volksbewegung, sondern einfach in der Verschiedenheit der Staatsform seinen Grund hatte; man geht meines Erachtens nicht zu weit, wenn man unsere einheimischen Evolutionen mit den parallel laufenden Revolutionen derselben Zeit eben doch inkommensurabel sein lässt. —

An Hand der Petitionen (die übrigens Hans Nabholz bereits dankenswert zusammengestellt hat) und der Flugschriften verfolgt Fleiner ausführlich das Vordringen und Fussfassen der Rousseauschen Lehrer in Recht und Verfassung. Auf Einzelheiten kann nicht eingetreten werden; alle diese Postulate entziehen sich auch schlechterdings einer zusammenfassenden Wiedergabe. Es fällt auf, dass auf den Zusammenhang der jetzt zur Anerkennung gelangenden Rechtsgedanken mit dem, was die Helvetik proklamierte, nicht weiter hingewiesen wird; Johannes Dierauer (Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft V, 1917, S. 506) hat

jüngst treffend ausgeführt, wie die «seit dem Ausgang der Helvetik zurückgedrängten, aber unvergessenen Prinzipien der Rechtsgleichheit vor dem Gesetze, der Freiheit des Handels und des Gewerbes, der persönlichen Freiheit, des Petitionsrechtes, der freien Niederlassung, der Press- und Glaubensfreiheit» gerade jetzt wieder zu Ehren kamen. Es ist ja überhaupt etwas ganz Eigentümliches um die Verfassungsentwicklung dieser Zeit, die gewissermassen einen früheren abrupten, von der Macht aufgedrängten und gehaltenen Verlauf noch einmal in einem ruhigen Tempo durchmachen und die früher noch unverständenen und unverständlichen Schlagworte und Postulate in kurrente Münze umprägen, breit schlagen, assimilierbar gestalten muss, bis sie dann als unverrückbares Ziel und zuletzt als unverlierbares Gut das Verfassungsleben beherrschen. Wenn es (S. 97) als für die Stellung des Grossen Rates charakteristisch bezeichnet wird, dass eine Petition dem Grossen Rate die Ausübung bischöflicher Rechte zuweist, so mag daran erinnert werden, dass der Grundsatz «der Grosse Rat ist Landesbischof» noch 1873 in Basel sich behauptete (vgl. meine Entwicklung der Basler Kirchenverfassung bis zum Trennungsgesetz 1910, S. 44). Wie nun die Stellung des Grossen Rates sich wieder mit einem Ruck verschiebt und ein aus dem Staatsorgan, «zur Zeit des restaurierten Staates ein Glied der Hemmung und der Korrektur», sich «ein politisches Organ, ein Instrument der Parteien» herausbildet (S. 107), hat Fleiner wieder sehr hübsch dargestellt, ebenso die seltsame Fügung, dass bei der Opposition gegen die immer mehr zu Tage tretende eigentliche Herrschaft des Grossen Rates gerade die Aristokraten es sein müssen, die sich auf das Souveränitätsprinzip berufen.

Leider bricht die Darstellung, wie mir scheint, etwas zu unvermittelt ab; die Vorgänge des Jahres 1839 werden zwar ausführlich besprochen und auch Bluntschlis Wirken kommt noch zu seinem Recht, dagegen ist vom Abschluss dieser letzten konservativen Periode durch die Wahl Jonas Furrers zum Amtsbürgermeister nicht mehr die Rede, und doch bedeutete dieser Sieg der liberalen Opposition nicht nur eine definitive Wendung in der seit 1839 eingeschlagenen kantonalen Politik, sondern hatte bei der Stellung Zürichs als Vorort auch eine ganz besondere Bedeutung für die Gesamtschweiz.

Man kann dieser nicht leicht zu lesenden Arbeit kein schöneres Lob geben als das, dass sie auf jeder Seite zur Zustimmung oder zum Widerspruch herausfordert — es ist ein ungewöhnlich anregendes Buch.

Bei dieser Gelegenheit darf vielleicht einmal ein Wunsch ausgesprochen werden, der gerade heute nicht auf taube Ohren stossen wird, nämlich der, es möchte uns endlich einmal wieder eine umfassendere Darstellung unseres schweizerischen öffentlichen Rechts zu Teil werden. Dass früher bei Autoren wie Lesern das nötige Interesse dafür vorhanden war, zeigen, um von kleineren Darstellungen nicht zu reden, die Werke von Paul Usteri, Ludwig Snell, Johann Kaspar Bluntschli, Simon Kaiser, Johann Jakob Blumer, Johannes Dubs, Johannes Meyer — es scheint, dass unsere Generation, die die letzten grossen politischen Kämpfe der siebziger Jahre nicht mehr miterlebt hat, unsere heutigen staatsrechtlichen Formen allzusehr bloss als ererbtes Gut betrachte, statt

sie durch politisches Studium recht eigentlich zum wohlverworbenen Besitze zu erschaffen. Die Schriften Fritz Fleiners, Walter Burckhardts richtunggebende kommentatorische Tätigkeit, dann die Abhandlungen von Hans Nabholz und auch diese Arbeit lassen schliessen, dass der Boden für ein grosses Werk allmählich zubereitet ist und dass auch die Arbeiter dazu, wenn es darauf ankommt, nicht fehlen werden. Möchte dieses neue Handbuch des schweizerischen Staatsrechts nicht mehr allzulange auf sich warten lassen!

Basel.

Hermann Henrici.

Virgile Rossel, Eugène Rambert, sa vie, son temps et son œuvre.

C'est un fort volume de près de 700 pages — chez Payot et Cie., à Lausanne — que M. Virgile Rossel a consacré sous ce titre, il y a quelques mois, au Vaudois authentique qui fut en même temps, si entièrement, un «citoyen suisse» au sens le plus élevé du mot. Ce livre, de son commencement à sa fin, est inspiré par une généreuse et double recherche: rendre au talent et au caractère de Rambert un juste hommage, qui ne lui fut pas toujours, ni par tous, équitablement accordé, et tirer de cette étude, avec clairvoyance et discrétion, un enseignement patriotique d'une frappante actualité.

Laissant volontairement de côté, dans ce compte-rendu, ce qui a trait à l'œuvre littéraire de Rambert, matière considérable mais déjà souvent étudiée et plus connue, nous nous bornerons à rappeler ici le milieu où ce patriote grandit et vécut, — milieu familial, milieu géographique, milieu historique — dont la connaissance est indispensable pour bien comprendre l'homme.

De très vieille souche vaudoise, dont des documents du XV^e siècle citent déjà le nom, Eugène Rambert naquit en 1830, à Sales près Clarens, dans une de ces familles où la tradition calviniste corsetait l'enfant, dès ses premiers pas, de vertus rigides, parfois positives, telle l'inflexible droiture, et parfois négatives et moins bienfaisantes, telle cette austérité allant jusqu'à la crainte de paraître trouver la vie belle, et de paraître en jouir. — Bien qu'il ait échappé de bonne heure à l'influence exclusive de cette tradition étroite, il en subit cependant, peut-être presque à son insu, des contre-coups lointains durant toute son existence; le berceau marque au front de l'enfant une empreinte que les tourmentes et même les reniements douloureux de la vie n'effacent que rarement. De son enfance et de l'exemple de son père et de son grand-père, Rambert garda la leçon précieuse de la valeur sacrée du travail, du labeur probe, courageux et opiniâtre. Et du terroir natal, où la vigne apportait alors une note d'aisance bien vaudoise, il reçut le secret d'un amour instinctif, profond et indestructible pour son coin de pays, pour son canton, base solide sur laquelle croîtra plus tard son amour plus raisonné mais non moins sincère pour la patrie suisse.

A ces éléments constitutifs de sa personnalité fournis par le milieu familial et par le milieu géographique vinrent très vite s'ajouter les influences du milieu historique. — Rambert allait avoir quinze ans lorsque la Révolution de 1845 éclata à Lausanne, où il poursuivait ses études et où ses parents s'étaient fixés depuis quelques années déjà. Les

leçons du collège comme les cours de l'Académie en furent très fâcheusement troublés, car la politique sévissant partout et le gouvernement frappant sans rémission ceux qui n'étaient pas de son bord, le corps enseignant tout entier fut bouleversé; il y eut donc, dans les programmes, des lacunes et des à-coups dont souffrit toute cette génération d'écoliers et d'étudiants. L'esprit critique trouva par contre un terrain très favorable dans les conflits d'idées d'où sortit la Révolution vaudoise et que celle-ci rendit plus aigus encore.

L'autoritarisme politique prétendit asservir la chaire ecclésiastique; un schisme se produisit, et, sur le terrain laïque comme dans le domaine religieux, un esprit d'opposition violente fit s'affronter les citoyens, et remit en discussion les mille applications pratiques du grand principe de liberté. Rambert, issu d'un milieu traditionnaliste, fut emporté comme les autres par ce tourbillon des notions civiques et morales; il se retrouva, un calme relatif une fois revenu, plus riche de cette lutte et bien plus mûr que ne l'est, en temps normal et paisible, un jeune homme de dix-sept ou dix-huit ans. — Si donc son instruction proprement dite eut à pâtir des événements politiques qui entourèrent sa jeunesse, son caractère, à coup sûr, y gagna. Il avait vu et senti les inconvénients majeurs de la discorde civile et de l'oppression des idées par le parti au pouvoir. Plus tard, homme fait, il trouvera dans ces expériences personnelles la source d'une conviction ardente pour recommander aux Suisses l'entente et la compréhension réciproques. Ce que son canton avait souffert, par le sectarisme politique d'un parti à ses débuts, il veut et cherche de toutes ses forces à en préserver sa plus grande patrie: pas de domination d'une race sur l'autre, pas de prétention d'une minorité linguistique, pas de luttes confessionnelles irritantes.

Le très long séjour qu'il fit à Zurich, à partir de 1860, comme professeur de littérature française à l'Ecole polytechnique fédérale, acheva d'ouvrir l'esprit et le cœur de Rambert aux réalités historiques suisses. Il comprit le passé de son pays et en entrevit le bel avenir possible; il s'efforça d'être, de par sa situation de Welche en terre suisse-allemande, un interprète fidèle de chaque partie de la Suisse envers l'autre, un trait-d'union intellectuel plus encore, peut-être, que sentimental. — Il était persuadé du caractère complémentaire des civilisations française et allemande, et il aurait voulu que son pays fût le creuset où elles pussent se rencontrer, pour se fondre en un génie plus riche et plus achevé. L'Allemagne de 1860 permettait encore de concevoir d'aussi généreux et utopiques desseins.....

Il ne faudrait toutefois pas inférer de cela que Rambert ait été un aveugle en face de l'horizon politique international, et qu'il n'ait pas vu — ou n'ait pas voulu voir — les éclairs qui en striaient déjà le ciel. Bien au contraire. — Sévère dans les jugements qu'il portait sur la politique du Second Empire, et notamment sur la question de Savoie, — parce que les faits étaient là, porteurs de certaines menaces pour la Suisse — il n'en pressentit pas moins avec une intuition très sûre les dangers inclus, pour nous, dans les manifestations guerrières de la Prusse, et il comprit avec une telle lucidité le sens profond du coup de clairon impérialiste de Sadowa que l'on ne peut pas ne pas citer avec admiration

quelques lignes de l'étude qu'il consacra à cette question dans la «Bibliothèque universelle» d'octobre 1866: —

— «Ce n'est pas le but, ce n'est pas le désir d'unité qui est un danger pour nous, ce sont les moyens. — L'Allemagne se développant par la liberté se serait tout naturellement arrêtée sur la frontière d'une terre libre, où elle aurait rencontré des populations sympathiques, mais ayant une histoire à part et difficilement assimilables. — Se constituant par la force, elle ne se laissera arrêter que par la force. — Aujourd'hui, il ne s'agit encore que de la limite du Main; mais déjà tout se prépare pour que d'un jour à l'autre cette limite puisse être franchie. Il est dans la logique des faits qu'elle le soit, un peu plus tôt ou un peu plus tard, et tout annonce que, dans un laps de temps peut-être très court, l'Allemagne unitaire se demandera si elle doit respecter non plus la ligne du Main, mais celle du Rhin, de Bâle à Coire. Le fera-t-elle? — Cela est fort douteux. — Nombreux, très nombreux sont les Allemands des partis les plus opposés qui envisagent comme de bonne prise tout ce qui parle leur langue, et pour qui la Suisse n'est pas autre chose qu'une expression géographique. «Vous n'êtes pas un peuple, vous n'êtes qu'un pays», nous a-t-on dit cent fois.» —

— Quel regard prophétique ce Vaudois, qui n'avait aucune sympathie pour l'œuvre politique de la France impériale, portait ainsi, cinquante ans avant ce qu'il nous est donné de voir et d'entendre, sur le danger de cet autre impérialisme naissant! — Quelle claire définition — avant la chose — du pangermanisme actuel! — Rambert parle ici, il est vrai, d'un danger militaire, et nous voulons croire que cette menace-là n'a pas à nous troubler, bien qu'il soit plus que jamais prudent d'être prêts à y répondre; mais la menace économique, l'emprise tentaculaire, commerciale et industrielle? — Son spectre ne s'étendait pas encore, il y a cinquante ans, au ciel européen; le terrain n'était pas prêt pour cette offensive-là, et Rambert ne l'a donc pas visée. Toutefois, lequel de nous, Suisses, ne sent pas qu'elle est à peine moins brutale que l'autre? —

— «Soyons armés jusqu'aux dents», dit encore Eugène Rambert, qui certes n'était pas un militariste. — Ce garde à vous ne doit pas tomber à terre. Nous devons, nous tous les Suisses, le recueillir et le crier à notre tour à ceux qui viennent après nous, vers la génération qui monte, en l'élargissant au domaine économique que Rambert ne pouvait prévoir d'une telle importance, et qui est aujourd'hui notre point très vulnérable.

En ce faisant, nous montrerons que nous avons compris l'idéal fortement et noblement suisse de ce grand patriote, qui parla naguère selon son cœur et selon son intelligence, mais sans haine ni parti pris.

M. Virgile Rossel, en nous en retraçant la vie et l'idéal politique, — inséparable de son œuvre littéraire d'ailleurs, où il est exprimé avec force — a fait lui aussi, en cette heure trouble que traverse notre pays, œuvre opportune et de bon patriote.

Leysin.

Robert Mercier.

Hans Max Kriesi. Gottfried Keller als Politiker. Mit einem Anhang: Gottfried Kellers politische Aufsätze. Verlag: Huber & Co., Frauenfeld 1918.

Die Einleitung dieses Buches enthält in knappem Rahmen eine Darstellung der politischen Entwicklung der Schweiz im Anfang des 19. Jahrhunderts und stellt dem Leser den Vater Gottfried Kellers als Politiker vor. Freisinnig durch und durch, nahm Rudolf Keller, der Vater des Dichters, an den politischen Kämpfen seiner Zeit einen regen Anteil. Gottfried Kellers Jugendjahre fielen in die politisch so bewegte, an fortschrittlichen Errungenschaften reiche Regenerationszeit. Als der Septemberputsch des Jahres 1839 die konservative Partei im Kanton Zürich an das Staatsruder brachte, wurde der junge Keller ein waschechter Radikaler, der die Pfaffen und Aristokraten mit demselben Ingrimm hasste. Wie man weiss, waren die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine Epoche heftiger Kämpfe, die sich aus den Gegensätzen zwischen Konservativen und Radikalen, Aristokraten und Demokraten ergaben. Keller, der nach den beiden Münchner Jahren von 1840 und 1841 als ein Schiffbrüchiger nach Hause gekommen war, schloss sich bald aus tiefer Ueberzeugung wieder der radikalen Partei an. Seine persönliche Teilnahme an den beiden Freischarenzügen der Jahre 1844 und 1845 trug ihm freilich keine Lorbeeren ein; hingegen hat die Freischarenzeit auf die politische Lyrik Kellers einen bestimmenden Einfluss ausgeübt. — In einem weiteren Kapitel seiner gut fundierten Arbeit schildert Dr. Kriesi, wie sich die politischen Anschauungen Kellers allmählich abklärten und vertieften. Als Gottfried Keller im Herbst 1855 nach einem neuen siebenjährigen Aufenthalt in Deutschland nach Zürich zurückkehrte, war er ein reifer Mann und angesehener Dichter geworden, der den Wert ruhig fortschreitender Entwicklung in dem politischen Leben immer mehr schätzen lernte. Zahlreiche politische Zeitungsartikel, welche Keller in jenen Jahren veröffentlichte, zeigen uns, dass der Dichter immer bereit war, für das heissgeliebte Vaterland alles zu tun und zu opfern, wenn seine Ehre und Wohlfahrt auf dem Spiele standen. Fast schien es, als sei Keller auf dem besten Wege, ganz dem politischen Journalismus zu verfallen, als er im September 1861 zu grosser Ueerraschung weiterer Kreise zum *ersten Staatsschreiber* des Kantons Zürich gewählt wurde.

Die praktische Arbeit in diesem Amte, das Keller bekanntlich mit mustergültiger Gewissenhaftigkeit und Treue bekleidete, hatte allmählich eine weitere Abklärung und Vertiefung seiner politischen Anschauungen zur Folge. Als sich Keller bei der grossen demokratischen Umwälzung des Kantons Zürich in den sechziger Jahren allzu weitgehenden Tendenzen widersetzte, kam er in Gegensatz zu seinen früheren Freunden. Aus dieser Zeit und Stimmung heraus sind das «Verlorene Lachen» und der «Martin Salander» entstanden. Mit dem Verfasser wird man es höchst beachtenswert finden, dass Keller, obgleich er der ganzen demokratischen Bewegung feindlich gesinnt war, schon wenige Jahre darauf in der Lage war, diese politische Bewegung ohne jede Rachsucht und Gehässigkeit zu schildern. Wie so ganz anders, wie viel enger und

kleiner war Kellers Zeitgenosse, Jeremias Gotthelf, der sich nie zu einer objektiven Schilderung des Gegners verstehen konnte, sondern grundsätzlich und blindwütig alles bekämpfte, was einer andern Ansicht war!

In dem Anhang seines sehr gediegenen und klar aufgebauten Buches, dem der Verlag eine gute Ausstattung gegeben hat, veröffentlicht Dr. M. Kriesi noch zum ersten Mal Kellers *politische Aufsätze*, Leitartikel, Korrespondenzen, amtliche Bekanntmachungen u. s. w. Auch die von Keller abgefassten, gehaltvollen *Bettagsmandate*, die mit Recht eine so starke Beachtung gefunden haben, werden hier zum Abdruck gebracht.

Alles in allem darf schon gesagt werden, dass diese politische Biographie des grossen Dichters eine wertvolle Ergänzung der Gottfried Keller-Literatur bedeutet, welche man nicht nur einmal zur Hand nimmt.

Schaffhausen.

Walter Wettstein.
